

Magdalena Platzová: Leben nach Kafka, Argo 2022, 240 S.

Romanauszug

Aus dem Tschechischen von Martina Lisa

S. 15-16

(Aus dem Prolog)

New York 18. 5. 1987

Sehr geehrter Herr Canetti,

betrachten Sie bitte meine heutige Nachricht als einen Nachtrag zu jenem Brief, den ich Ihnen vor zwölf Jahren geschrieben und auf den ich bis zum heutigen Tage keine Antwort erhalten habe.

Vielleicht erinnern Sie sich noch, dass ich Ihnen darin von dem Versprechen geschrieben habe, das Salman Schocken damals meiner Mutter gegeben und mit dem er sie schließlich überzeugt hatte, ihm die Briefe anzuvertrauen. Jenes Versprechen nämlich, dass er dafür sorgen würde, dass Kafkas Briefe nach Jerusalem in die Bibliothek kommen.

Und gerade erfahre ich aus der Zeitung, dass Mutters Briefe im New Yorker Auktionshaus Sotheby's für 605.000 Dollar versteigert wurden. Angeblich eine Rekordsumme, zumindest für Manuskripte.

Über eine halbe Million, mein lieber Herr. Und meine Mutter hatte damals acht tausend bekommen! Ist es nicht das Geschäft des Jahrhunderts?

Sie wurden von keiner Bibliothek und auch von keinem Archiv ersteigert, woher hätten sie auch so viel Geld gehabt. Nein, von einer Privatperson, deren Identität nicht preisgegeben wird. Die Briefe sind nun in einem unbekanntem Tresor verschwunden, vielleicht sogar für immer.

Das ist also das Ende der ganzen Geschichte. Eine Schande ist es, meine Mutter wurde selbst nach ihrem Tod noch betrogen. Sie hatte recht gehabt, als sie Kafkas Briefe vernichten wollte, schade, dass ihr das damals nicht gelungen war.

Es grüßt Sie

Joachim M.

(...)

S. 55-60

1944 San Donato Val Di Comino

(...)

Sie steht am höchsten Punkt im Dorf, am Steinturm aus dem Mittelalter, der so aussieht, als würde er sich direkt aus dem riesigen, mit Flechten bewachsenen Felsenblock erheben. Er steht mitten auf einer Wiese, jetzt im Frühling ist sie grün und regenfeucht, im Sommer wird sie von der Sonne braun versengt. Ein Wald schlängelt sich die Berghänge hinauf. Eichen, Hainbuchen, Ulmen und noch etwas höher Kiefern. Hinter den kahlen felsigen Gipfeln, in einem der Bergpässe, die man angeblich, da sie so steil und zerklüftet sind, nicht einmal im Sommer überqueren kann, verstecken sich Tenenbaums und die anderen, schon seit Herbst. Man sagt, dass unter ihnen auch englische Soldaten und italienische Deserteure sind, und sogar eine verirrte Gruppe jugoslawischer Frauen. Im Dorf sind nur noch Frauen und Kinder geblieben, alles staatenlose Juden. Polen, Tschechoslowaken, Deutsche, Österreicher. *Ebrei stranieri*. Gefangen am Ende eines Tals, aus dem kein Weg hinausführt. In einem malerischen alten Städtchen, wo man in Friedenszeiten liebend gern den Urlaub verbringen würde. Man würde diesen Blick genießen, den sie gerade genießt, in das breite Tal mit einem bunten Mosaik aus Feldern und Olivenhainen, mit dunklen Fingern der Zypressen und den Zederkronen, die wie eine barmherzige Hand vor der Sonne schützen. Auf die Hügel mit weißgrauen Kahlflächen aus Kalkstein, aus welchem die hiesigen Steinhauer schon seit Jahrhunderten Balustraden, Säulengänge, Wasserspeier und Brunnen herstellen. Auf die Oleander, Bougainvillea und Orangenbäume, die gerade zu blühen beginnen und nach süßen Mädchenträumen duften.

Doch in dieser Stadt gefangen zu sein, gegen den eigenen Willen und ohne jegliche Mittel, das ist alles ziemlich absurd.

Zudem mit der deutschen Linie im Rücken, die nur ein paar Kilometer weiter südlich den besetzten Teil Italiens von dem freien trennt, das Leben vom Tod.

Die Erde ist kalt und matschig und ihre Füße feucht. Sie bückt sich, fährt mit einem Finger über die Schuhspitze und ertastet ein Loch. Ob man es noch reparieren kann?

Die Schuhe fallen auseinander wie alles andere auch. Alle besseren Kleidungsstücke hat sie schon verkauft oder verschenkt, außer dem Mantel und einem Festkleid, das allerdings auch schon am Kragen geflickt wurde. Ihre Spitzen, ihr Schmuck, die samtenen Jäckchen, Seidenblusen, Hosen nach der neusten Mode, alles weg. Eingetauscht gegen Geld oder Essen. Jetzt gibt es bei ihr nichts mehr zu holen. Sie bringt den beiden Töchtern von Arturo Englisch bei. Dafür teilt er mit ihr Suppe, Brot und Schafskäse. In der Scheune hat er Flaschen mit Wein und Olivenöl vergraben, manchmal

fängt er einen Vogel in der Falle oder ein Wildkaninchen in einer der Drahtschlingen, die er in den Bergen legt. Sein Gewehr musste er schon längst abgeben.

Er lacht, dass Greta so wenig wie ein Vögelchen ist. Sie lebt vom Rauch. Die Zigaretten besorgt er ihr im Dorf.

Er behandelt sie mit Respekt eines Menschen, der seinen Fuß noch nie außerhalb des Tals gesetzt und nur mit Schwierigkeiten lesen und schreiben gelernt hat. Doch er hat feinfühligere Finger und weiß alles über Uhren, auch über die Kirchenglocke, die er repariert. Das hat er von seinem Vater gelernt, der es wiederum von seinem Vater gelernt hatte. Außerdem hat er einen Olivenhain und Schafe und weiß alles über das Leben der Vögel, Käfer und Kräuter. Allerdings hat er keine Ahnung, wer Beethoven war.

Eines Wintertages, er wollte gerade rausgehen und war bereits angezogen, schmiegte sich Greta in der Tür an ihn, sie umklammerte mit beiden Armen seinen linken Arm und drückte ihre Brust, eine Wange und die Lippen an ihn, er trug einen Mantel aus Widder. In einem Arm hatte er genug Kraft, um sie über dem Abgrund zu halten.

Er spricht sie weiterhin mit „Sie“ an, auch nachdem er mit ihr geschlafen hat.

Ihr Körper, der sich unter ihm windet und spannt, erstaunt ihn immer noch. So weiß und zerbrechlich, noch nie hat er etwas so Zerbrechliches gesehen. Nicht einmal die Damen aus Rom, die hier vor dem Krieg ihre Sommerferien verbracht hatten, waren so weiß wie sie.

Sie ist besonders, ein wenig verrückt vielleicht. Kurz vor dem Höhepunkt schreit sie deutsche Wörter und wenn ihre Lust gestillt ist, weint sie.

„*Sono infelice*“, flüstert sie ihm ins Ohr.

„*Va bene. Va tutto bene.*“

S. 61-66

2019: Lyon

Endlich kann ich wieder schreiben. Kinderferien, Reisen, Besuche. Und sie wartet, oben auf dem Hügel in San Donato, dort, wo ich mit dem Schreiben aufgehört habe. Sie wartet beharrlich, es ist ja schließlich ihre Geschichte.

Greta Bloch.

Der alte Doktor Massa nannte sie „La Blok“. Ihr letzter Liebhaber „La pasioncella“.

Welche Rolle spielen denn Namen überhaupt?

Warum konnte ich in einem Buch Emma Goldman einfach in Luisa G. und Alexander Berkman in Andrej B. umbenennen, während Felice weiter Felice bleibt und Greta Greta?

Auch Felices Sohn Henry ließ sich problemlos in Joachim umbenennen, seine Frau Anette wurde zu Nina Perel. Moritz schlüpfte in die Figur von Robert. Aber Felice und Greta sind hartnäckig. Vielleicht liegt es daran, dass Franz Kafka sie schon lange vor mir mit seinen Briefen in die Literatur eingeführt hat. Felice und Greta sind zu literarischen Figuren geworden und die kann man nicht mehr umbenennen, sie werden durch ihre Namen bestimmt. Hamlet kann zwar auch in einem anderen Stück auftauchen, als in dem von Shakespeare, doch er muss weiterhin Hamlet heißen. Was nicht bedeutet, dass sich hinter seinen Namen nicht eine lebende, und in jedem Stück eine andere Person verbergen kann.

Von Felices Familie, zumindest von einem Teil, bekam ich die Zustimmung über Felice zu schreiben. Ich hoffe, dass sie auch für ihren Namen gilt.

Aber warum sollte man überhaupt über Felice schreiben? Wen interessiert schon eine Frau wie sie? Ich finde keine große Geschichte, nur den alltäglichen Mut, der sich vor allem in Beharrlichkeit zeigt. Verschlossen, arbeitsam, unliterarisch. So stelle ich sie mir vor. Eine Frau, die die Welt um sich herum zu ordnen und zu schlichten weiß, die sich um sie kümmert.

Sie erinnert mich an Hausfrauen, von denen ich einst in Sarajevo so fasziniert war.

Es war in der Zeit, als mein erster Mann, ein Cutter beim Film, und ich quer durch das ganze ehemalige Jugoslawien zogen, von einem Ort zum nächsten. Wenn er irgendwo Arbeit bekam, kamen wir alle mit: ich, unser Sohn, der damals noch nicht in den Kindergarten ging, und unser Hund.

Nach Sarajevo kamen wir im Oktober und sind bis nach Weihnachten geblieben. Es war zehn Jahre nach dem Ende der Jugoslawienkriege und die Berge über der Stadt waren noch voller Minen. Es war verboten, die markierten Wege zu verlassen.

Der Produzent fand für uns eine Wohnung in einem älteren Mietshaus, mit einer von Schüssen durchstocherten Fassade. Sie lag in der Nähe des Stadtparks, der einst ein Friedhof gewesen war. Was von weitem wie Straßenpoller aussah, waren in Wirklichkeit ergraute Stelen muslimischer Gräber. Als Ende November Schnee fiel, bildeten sich auf den Steinturbanen fluffige Mützen, die mein Sohn und ich herunterfegten.

Die Wohnung lag im vierten Stock ohne Aufzug, und so schleppte ich die Einkäufe, den Kinderwagen und manchmal auch das Kind hoch, wenn es nicht selbst laufen wollte. Ich erinnere mich, dass es unter uns an der Tür ein Schild mit dem Namen Gavrankapetanović gab und dass man die Fenster auf dem Treppenabsatz nicht richtig schließen konnte. Im Winter wehte Schnee ins Treppenhaus. Die Fenster der Wohnung gingen auf der einen Seite zu einer belebten Straße und auf

der anderen zum Hof, wo in einem verfallenen Schuppen eine Katzenfamilie lebte. Die Menschen warfen ihnen Essen direkt aus den Fenstern hin.

In Sarajevo geht man vor allem auf dem Markt einkaufen, in dieser Hinsicht unterscheidet sich die Hauptstadt von Bosnien und Herzegowina nicht von Belgrad, Zagreb oder Ljubljana. Ich ging jeden Tag hin. Manchmal fiel der Einkauf besser und manchmal schlechter aus, oft wurde ich über den Tisch gezogen. Nicht viel, nur ein bisschen, etwas faules Obst mit in die Tüte und so. Ich glaube, sie taten es vor allem aus Erziehungsgründen. Denn wenn man sich schon in einer Stadt wie Sarajevo auf den Markt traut, sollte man die Spielregeln kennen. Man sollte wissen, wann man verhandelt und wann nicht, und auch, dass gute Ware nicht schätzen zu wissen oder einen Schund zu teuer zu bezahlen moralisch gesehen das Gleiche ist.

Die hiesigen Frauen, die ich aus sicherem Abstand bewunderte, aber nicht nachahmen konnte, ließen sich nie über den Tisch ziehen. Und keiner der Markthändler hätte es auch probiert. Sie haben die Einkaufsregeln von ihren Müttern gelernt, die es wiederum von ihren Müttern gelernt hatten, das merkte man, solche Sachen erfährt man nicht aus Büchern. Die müssen angefasst und in der Hand abgewogen werden, wie eine Tomate, ein Kohlkopf oder ein Stück Fleisch.

Nach der Rückkehr vom Markt und dem frühen Mittagessen versuchte ich jeden Tag, den Sohn ins Bett zu bringen, um wenigstens ein bisschen zu schreiben. Er war damals schon zwei und es ging nicht mehr so einfach, wie als er noch ein Baby war. Ich musste ihn beinahe mit Gewalt in den Kinderwagen legen, deckte ihn zu, setzte ihm eine Mütze auf und machte das Schlafzimmerfenster auf, um die eiskalte Luft hineinzulassen. Das hat meistens funktioniert. Dann fuhr ich mit ihm hin und her, von der Tür zum Bett und wieder zurück, bis ihn endlich der Schlaf übermannte.

Auf der anderen Hofseite wohnte eine Hausfrau. Ihr Balkon war verglast und diente ihr in der kalten Jahreszeit als Vorratskammer. Knoblauch- und Zwiebelzöpfe hingen da, in den Regalen standen Einweckgläser, aber sie lagerte dort auch Kartoffeln und Gemüse. Wenn ich das Kind ins Bett brachte, ist sie oft wie aus dem Nichts erschienen und durchquerte selbstbewusst ihr Königreich. Hier schöpfte sie was, da ordnete sie etwas um, schnitt ab oder kehrte. Sie schob die Glastüren zur Seite und hängte auf die aus dem Balkon herausragenden Wäscheleine ihre Wäsche. Neidisch betrachtete ich ihre Bewegungen. Wie ihr alles absolut gehorchte.

Dahingegen war mein tägliches Leben, wie Marguerite Duras es einmal nannte, eine halb gezähmte Bestie, die nur manchmal Gehorsam vortäuschte.

Es geht nicht darum, ob ich kochen oder Wäsche waschen kann. Die Dinge glänzen einfach nicht, wenn ich mich ihnen nähere. Sie vertrauen sich mir nicht an. Atmen in meiner Nähe nicht erleichtert aus, mit dem Gefühl, sich in guten Händen zu befinden.

Und sie haben recht, wenn sie mir nicht vertrauen, ich ihnen übrigens auch nicht.

Und genau das habe ich damals in Sarajevo begriffen.

S. 123-126

1953: Los Angeles

(...)

An diesem Abend ging sie nicht mehr ins Kino.

Als sie wieder allein war, räumte sie zuerst ab und wusch das Geschirr von Abendbrot. Dann ging sie ins Schlafzimmer und öffnete die unterste und schwerste Schublade ihrer Kommode, die sie aus Berlin mitgebracht hatte. Wenn sie sich richtig erinnerte, hatte sie die Schachtel beim letzten Umzug hierher gelegt. Und sie mit einer Schicht ordentlich gebügelter Stoffservietten verdeckt, bestickt mit dem verzierten Buchstaben F.

Robert hatte keinen Grund die Kommode zu öffnen, er hatte nicht einmal gewusst, was drin war. Joachim ebenfalls nicht. Lily hatte ihr zwar hier und da geholfen, Betten zu beziehen oder den Tisch zu decken, aber es war unwahrscheinlich, dass sie unter den Aussteuerservietten, die sie nicht mehr benutzt hatten, nachforschen würde.

Die braune Pappschachtel mit der Aufschrift Bata war mit einer Schnur umwickelt. Sie legte sie auf Roberts Betthälfte, die seit seinem Tod zugedeckt blieb, holte eine Schere und schnitt die Schnur durch. Dann hob sie den Deckel ab.

Ein süßlicher Geruch nach altem Papier. Die Briefe waren in Umschlägen, ordentlich nach dem Empfangsdatum sortiert und mit einem grünen Band zusammengebunden. Ganz oben der erste Brief, damals wohnte sie noch in der Immanuelkirchstraße. Die Hausnummer war falsch, wurde durchgestrichen und vom Postboten mit der Hand korrigiert. Wäre der Brief damals verloren gegangen, hätte alles ganz anders kommen können. Doch er hat sie gefunden, auch mit einer falschen Adresse.

Vorsichtig löste sie die Schlaufe, nahm den sauber aufgeschlitzten Umschlag in die Hand und zog ein Blatt heraus.

Prag, 20. September 1912

Sehr geehrtes Fräulein!

Für den leicht möglichen Fall, daß Sie sich meiner auch im geringsten nicht mehr erinnern könnten, stelle ich mich noch einmal vor: Ich heiße Franz Kafka und bin der Mensch, der sie zum erstenmal am Abend beim Herrn Direktor Brod in Prag begrüßte, Ihnen dann über den Tisch hin Photographien von einer Thaliareise, eine nach der andern, reichte und der schließlich in dieser

Hand, mit der er jetzt die Tasten schlägt, ihre Hand hielt, mit der Sie das Versprechen bekräftigten, im nächsten Jahr eine Palästina-reise mit ihm machen zu wollen.

Den ersten Brief tippte er auf der Schreibmaschine, noch schüchtern. Den zweiten schrieb er schon mit der Hand.

Die bekannten Buchstaben, die sich Felice nun nach langer Zeit wieder anschaut, sind ihr vertraut und lästig zugleich. Jemand, den man liebte und von dem man verraten wurde.

Die mutigen Striche des großen A, die er in der Hüfthöhe ungeduldig durchstrich. Das wehende Schwänzchen bei W. Das große L, das in den Wörtern *Liebe* und *Leben* so wacklig wirkt, wie ein fallender Mensch, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Die Oberfläche des Papiers fühlt sich unter den Fingerkuppeln etwas rau an und an den Stellen, wo der sich Füller tiefer ins Papier hineingedrückt hat, kann man die Schrift nachfühlen.

Das Gift dieser Briefe.

Was hatte sie sich denn vorgestellt, woran gedacht, als sie sie eingepackt hatte? Sie hätte doch wissen müssen, dass irgendwann der Moment kommen würde, wo sie sie wieder auspacken und sich ihnen würde stellen müssen. Will sie es jetzt tun? Hat sie das denn nötig?

Sie hat nie daran gezweifelt, dass sie sie einmal würde vernichten müssen. Sie hätte es gleich tun sollen. Alle gleich verbrennen, nachdem sie sich getrennt hatten. Damals hatte man es so gemacht und es gehört sich auch so. So sollte man es machen. Je länger sie sie aber da behalten hatte, umso schwerer war es sie loszuwerden, sie hatte in der Schachtel ihr eigenes Leben geführt.

Spätestens vor der Hochzeit hätte sie sie verbrennen sollen, wie ihr die Mutter geraten hatte. Oder spätestens in Genf, vor der Abfahrt nach Amerika.

Warum hatte sie es nicht getan?

Warum hatte sie sie immer wieder mitgeschleppt?

Und was, wenn sie heute oder morgen sterben würde?

Sie sollte die Schachtel, so wie sie ist, nehmen und in den Müll werfen.

Felice sitzt auf Roberts Bett, regungslos und sinkt dennoch ein. *Meine liebste Felice! Mein liebstes Mädchen. Meine arme Liebste. F.*

Sie sind zu zweit, sitzen am Tisch, einer auf jeder Seite. Sie sieht ihre kugeligen Umrisse, die hohen Hüte auf den Köpfen. Sie essen Fleisch. Knabbern die Knochen ab und werfen sie unter den Tisch. So etwas macht man in Amerika nicht, will sie rufen, aber es kommt kein Wort aus ihr heraus, nur ein schwaches Quieten.

Etwas so Reines, etwas so Reines, hört sie den einen murmeln, während der andere mit einem Nagel zwischen den Zähnen nach Fleischresten stochert. Es ist ein langer Nagel am kleinen Finger der rechten Hand, den hat er sich wohl als eine Art Zahnstocher extra wachsen lassen.

Aber in Marienbad, da wurde doch geröhrt, mein Fräulein, nicht wahr?! schreit der saubere von ihnen plötzlich auf. Wie haben Sie sich das denn überhaupt vorgestellt, so ein Parlograph? Und warum wollten Sie denn nicht aus Prag weg?

So ein Zaddik, schreit der andere und betrachtet seinen Fingernagel näher. Schreiben Sie jetzt mit, Fräulein! Warum sollten Sie denn nicht? Stimmt es, dass ich zum Heiraten viel zu schwächling bin? Er greift nach beiden Seiten seines Mantels und zieht sie auseinander wie zwei Deckflügel. Unter dem Mantel ist gar nichts, nur eine gespenstige Leere.

Sein Herz ist zerschmolzen, sagt der Saubere. Das kommt vom Rauchen.

Und jetzt, mein Fräulein, müssen wir Sie wohl verurteilen.

Der Markt oder Vorplatz, auf dem sie sich wiederfindet, taucht oft in ihren Träumen auf. Ein mit Staub bestreuter Platz, von der Sonne gezeißelt. Den Zug kennt sie auch schon. Ohne Sitze, mit vergitterten Fenstern, ein Zug für Verurteilte. Auch Robert ist hier. Was hat der wohl angestellt? Und Greta. Wurde sie also doch nicht mit einem Spieß durchbohrt? Unter den bekannten Gesichtern erhascht sie noch Ela mit Mutter und Toni. Franz liegt neben ihr auf dem Boden und schmiegt sich mit seinem ganzen Körper an sie, er ist nackt und kalt. Man hat ihn wohl aus dem Grab geholt. Was wenn die Mutter sie jetzt sieht? Felice hält seine Hand mit den langen Fingern und rund geschnittenen Fingernägeln im Schoß.

Ein einziges Wort und wir sind gerettet.

Der Zug hält plötzlich an. Die Wagentür klafft weit auf, darunter ist ein Abgrund.

Dieses Wort!

Ein rohweißer Körper gegen den grauen Himmel.

So ein Zaddik, und wie er fliegt.

Aber es ist alles nur lauter Papier, gnädige Frau, lauter Papier.

S. 141-145

2019: Lyon-Prag

Das Gift dieser Briefe.

Es hätte beinahe auch die Dichterin V. umgebracht, wenn sie nicht so beharrlich gewesen wäre. Als ihr 1995 ein Prager Verlag angeboten hat, Kafkas gesamte Briefe an Felice Bauer und Greta Bloch ins Tschechische zu übersetzen, konnte sie nicht ahnen, welche Aufgabe sie da auf sich nahm. Sie fühlte sich geschmeichelt. Eine komplette Übersetzung gab es zu der Zeit noch nicht, nur Auszüge.

Sie war sechzig Jahre alt und begann nach einer mehr als dreißigjährigen Pause wieder Gedichte zu schreiben. Und sie war gerade aus der Emigration zurückgekehrt, was damit zusammenhing. Sie wohnte in einer Plattenbauwohnung über dem Prokopské-Tal und teilte sich ihre Einzimmerwohnung mit zwei Hunden, deren Gegenwart den winzigen Raum fast vollständig ausfüllte. Als dann dazu noch er kam, konnte man sich im Zimmer kaum bewegen. Die Dichterin V. wechselt von ihrem Bett auf die schmale Ottomane in der Küche, während sich das Zimmer Nacht für Nacht mit dem Geraune der Worte füllte.

„Was soll ich nur mit dir tun, Franz?“

Die Adressatin der Briefe spiegelte sich in seinen Briefen wie eine Fata Morgana in der flimmernden Luft über der Wüste.

„Was soll ich nur mit dir tun?“

Am Anfang machte ihr die Arbeit Spaß, er konnte sehr witzig sein. Er war auch charmant und gewitzt, zog sie völlig in den Bann. Und wie flott er sich drehen konnte. Er lief in eine Richtung los, sie hinterher, was sollte sie auch sonst tun. Ihr sanftmütiger Blick hing an seinem Rücken, doch dann drehte er sich ohne Vorwarnung auf Zehenspitzen um und blieb stehen, wie oft ist sie fast mit ihm zusammengestoßen. Von den Zehen zog sich das Kribbeln nach oben. So ähnlich muss es mit ihm und Felice gewesen sein, dachte sie. So hatte er sie verführt und so war er ihr immer wieder entwischt, hatte ihr zugleich gehört und nicht gehört, wie hätte ihm die Arme nur widerstehen können?

Doch dann begann eine lange Reihe schlimmer Briefe. Ohne Anrede und ohne Liebe. Selbst die Hunde haben ihre Bettchen verlassen und zogen zu V. in die kleine Küche, sie schliefen lieber auf dem nackten Linoleum statt diesem andauernden Klagen, Erpressen und Jammern zuzuhören.

Die Dichterin V. musste es aushalten. Sie hatte den Verlagsvertrag unterschrieben und den Vorschuss bereits ausgegeben. Doch warum sollte Felice Bauer so etwas ertragen? Wie sollte man sich erklären, dass ein kluges, gesundes Mädchen sich freiwillig mit solch einem Menschen einlassen wollte? Es ergab überhaupt keinen Sinn, kein Wunder, dass der Verfasser der Briefe immer misstrauischer wurde. Auch er konnte es nicht verstehen und verlangte nach Erklärungen. Warum hatte sie ihn noch nicht abgelehnt? Warum war sie nicht vor ihm geflüchtet, wie es jede normale Frau getan hätte? Hatte sie etwa Mitleid? Wollte sie ihn retten? Dachte sie, sie würde ihn verändern? Fühlte sie sich wie eine Heldin aus einem Stück von Strindberg? Sehnte sich etwa dieses gesunde, wie er stets wiederholte, gesunde, entschlossene und wohlbehaltene Wesen nach ein wenig seelischen Qualen? Nach einem Tropfen Neurasthenie, die in der Vorkriegszeit in Mode war? Wahrscheinlich wollte sie ihn doch retten, überlegte die Dichterin V., und damit wollte sie auch sich selbst retten.

Deswegen hatte sie sich taub gegen all sein Flehen gestellt. Nicht nur er, sondern auch sie musste von ihrer Familie fliehen, die sie mehr auslaugte, als Kafka es je gekonnt hätte. Die Entfernung zwischen Prag und Berlin war sehr verführerisch. Während es für ihn genau umgekehrt war, an Fräulein Bauer gefiel ihm, dass sie aus Berlin war. Und dort wollte er zu ihr hin.

Ein einziges Wort und sie hätten gerettet werden können. Vielleicht nicht eins, sondern sechs Wörter. In einen Satz mit sechs Wörtern würde alles hineinpassen. Er deutete diesen Satz an, konnte ihn jedoch nicht erzwingen, und Felice hat ihn von sich aus nie geschrieben, da war sich die Dichterin V. sicher, auch wenn sie ihre Briefe nicht kannte. Den Nachhall dieses Satzes hätte man nicht verstecken können, er wäre in einer von Kafkas Antworten aufgetaucht wie ein Tsunami.

Wie könnte so ein Satz wohl klingen?

Lass alles liegen, komm nach Berlin. Komm mit, ich helfe dir leben!

Hätte V. bei der Arbeit nicht Weißwein getrunken, wäre sie sicherlich von den beiden, mit Greta dreien, verrückt geworden. Sie holte ihn in 1,5 Liter-Plastikflaschen in einer Weinschenke in der Neubausiedlung. Man sagte, er würde dort gut schmecken, und es stimmte, er wurde im Mund nicht so schnell sauer wie andere billige Weine. Die Schleimhäute reizte er dennoch, und als sie endlich mit der Übersetzung fertig war, war ihr Magen verdorben.

Sechshundertelf Briefe.

Eine unendliche Plastikflaschenprozession, die langsam aus der Siedlungsschenke auf den Schreibtisch der Dichterin wanderte und später leer wieder zurück, fast fünf Jahre lang.

Aber sie hatte bereits zwei Ehemänner überlebt und überlebte am Ende auch Kafka.

Nach dem Erscheinen des Buches, das viel später kam, als ursprünglich geplant, nahm das Gift der Briefe langsam ab. Und nach und nach konnten auch die Auswirkungen des Weißweintrinken abgemildert werden.

Es muss darin irgendwelche Kraft liegen. Darin, bei den Dingen zu bleiben.

Auch mit zunehmender Zerbrechlichkeit, bis es kaum was zu zerbrechen gibt, denn alles ist schon auf eine Art angeschlagen und beschädigt.

Die Worte wachsen aus dem Tagebuch in den Roman hinein wie ein lebendiges Gewebe, das den Roman mit dem Leben verbindet.

Der Duft der Freesien in der Vase auf dem Tisch, an dem ich mich heute an die schon tote Dichterin V. erinnere, ist der Duft meiner Geburtstage Anfang März. Er weckt die Aufregung der Kindergeburtstage auf, den Geschmack der Walnusstorte mit Sahne, den Geruch des alten Puppentheaters, das einmal im Jahr zu meinen Ehren aus dem Keller ins Kinderzimmer wanderte. Der Freesienduft erfüllt mich bis heute mit einer Erwartung, obwohl ich von meinen Geburtstagen

schon lange nichts mehr erwarte. Ich bin keine zehn, zwölf und auch keine zwanzig mehr. Ich bin achtundvierzig, genauso alt wie Felice, als sie nach Amerika ging.